

Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **19 (1925)**

Heft 5

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sein einer israelitischen Siedlung anzeigt. Er teilt nicht den Enthusiasmus der Zionisten, wenn er auf der sandigen Ebene, die Jaffa umgibt, jenes Joppe, wo Petrus die Vision seines christlichen Apostolates hatte — das neue Dorf Tel Awiw (Frühlingshügel) erblickt, mit seinen neuen Häusern und seinen mit Gesimsen, Balkonen, Veranden überladenen Kasinos, welches das alte arabische Dorf durch seinen schreienden Luxus erdrückt.

Indess hat die zionistische Kolonisation das eigentliche Judäa noch nicht erreicht, das durch die Trockenheit seiner Gebirge geschützt ist. Jerusalem selbst, von seinen Wällen eingefasst, in denen sich eine einzige Bresche öffnet, die für den Triumphzug Kaiser Wilhelms hergestellt wurde, bleibt noch unversehrt, mit seinen vier Quartieren, dem jüdischen, muselmännischen, armenischen und christlichen. Und die alten gläubigen Juden fahren fort, an der Klagemauer zu weinen und fromm ihre Steine zu küssen. Warum aber noch weinen, da doch Zion wieder ersteht? Die Einweihung der hebräischen Universität tröstet sie eben doch nicht über die Zer-Zerstörung des Tempels und diese Juden glauben nicht, dass Israel aufleben könne, bis der Messias gekommen und die Prophezeiung erfüllt sei: „Ich bin nach Zion zurückgekehrt und habe meine Wohnung wieder in Jerusalem aufgeschlagen.“

Auch ich frage mich, ob Zion ohne seinen Tempel und ohne Jehova noch Zion sei.

Charles Gide.



Rundschau



1. Politisches.

Im Zeichen Hindenburgs. Ich gehöre zu denjenigen, die die bevorstehende wie die erfolgte Wahl Hindenburgs nicht unbedingt als ein Unglück empfunden haben. Selbstverständlich ist sie ein tieftrauriges Zeichen der deutschen und anderer Zustände, aber so wie die Dinge nun einmal liegen, war es vielleicht gut, dass gewisse Tendenzen und Mächte einmal völlig ans Licht traten. Es wird nun vielleicht doch zu einer gewissen Entscheidung kommen müssen. Entweder wagen die Monarchisten und Alldeutschen ihren längst geplanten Vorstoss; dann wird man sehen, wie weit er reicht — ich glaube persönlich trotz allem nicht, dass ihm ein endgiltiges Gelingen beschert sei; oder sie wagen ihn nicht und dann könnte ihre Stunde endgiltig vorbei sein. Wenn Republik und Sozialismus im deutschen Volke noch irgendwie kräftig und lebendig sind, dann müssen sie vor diesem Zeichen, das „Hindenburg“ heisst, erwachen, sonst muss freilich für den Weg in die Zukunft auf Deutschland verzichtet werden. Deutschland mag dann die Ehre erwerben, mit sich selbst auch Europa zu Grunde gerichtet zu haben.

Selbstverständlich bedeutet diese Wahl eine neue Verdüsterung des politischen Horizontes. Das deutsche Volk leistet es sich, ausdrücklich den Mann an seine Spitze zu stellen, sich zu ihm zu bekennen und ihn der Welt

entgegenzuhalten, der dieser mit gutem Grund als Verkörperung der ganzen gottverlassenen, marsdummen Brutalität des preussisch-hohenzollerischen Schwert- und Gewaltglaubens erscheint. Ist es doch, wenn ich mich nicht ganz irre, er, der das für seine ganze Geistesart bezeichnende Wort gesprochen hat, je grausamer der Krieg geführt werde, desto besser sei es, denn desto rascher höre er auf; der aus dem Felde nach Hause das ebenso geistlose wie rohe Wort geschrieben hat: „Mir bekommt der Krieg wie eine Badekur“ (wahrlich ein Bad in einem Meer von Menschenblut!); der hitzig für den Unterseebootkrieg war; der die Befehle zur Verwüstung Nordfrankreichs gab, die als ein solcher Fluch auf der Welt lastet, und noch anderes getan hat, von dem nachher die Rede sein soll. Nicht ohne Grund ist es geschehen, dass die Alliierten diesen Mann auf die Liste der Kriegsverbrecher gesetzt haben. Und nun wagt man, der Welt den Schimpf anzutun, dass man sich ausgerechnet zu diesem Mann und damit zu seinem Tun bekennt, dass man dieses Idol des Moloch, dem Millionen von Menschenleben geopfert worden sind — denn Hindenburg ist einer der grossen Verhinderer eines rechtzeitigen Friedens gewesen — wie einen Heiland umschwärmt und umjubelt. Wahrhaft, wenn es eine sittliche Weltordnung gibt — und es gibt eine — dann wird das deutsche Volk diese Sünde büßen müssen.

Aber die Welt wird die Folgen mittragen müssen. Zorn und Misstrauen sind gewachsen. Das begonnene und trotz allem aussichtsreiche Friedens- und Versöhnungswerk ist gehemmt, der Kampf gegen den Krieg gelähmt. Alle bösen Geister recken gierig ihr Haupt.

Von alledem ist in diesen Wochen so viel geschrieben worden, dass nicht nötig ist, Weiteres hinzuzufügen. Ich möchte darum bloss noch einige Gesichtspunkte hervorheben, die mir besonders wichtig zu sein scheinen.

Ein seltsames Zusammentreffen fügte es, dass, wie vor einem Jahre unmittelbar nach den reaktionären Wahlen in Deutschland in Frankreich fortschrittliche stattfanden, so nun wieder die Antwort Frankreichs auf die Wahl Hindenburgs darin besteht, dass es durch neue Wahlen ein demokratisches, soziales und pazifistisches Regime unterstützt. Diese Tatsachen sind doch wohl eine Bestätigung der von uns stets vertretenen These, dass auf die Länge von Frankreich keine militaristische und imperialistische Bedrohung der Welt zu befürchten sei, weil es dort zu starke latente Gegenkräfte gebe, die zu ihrer Zeit hervortreten würden. Man bedenke dabei auch, dass die Hindenburgwahlen in einer Periode stattfanden, wo es trotz allen, zum guten Teil von ihm selbst verschuldeten Schwankungen an Entgegenkommen gegen Deutschland nicht fehlte und seine Erholung und Erhebung rasch vor sich ging. Aufs neue ist darum allen denen, die Augen haben und sehen können, gezeigt, wo sich der eigentliche Sitz einer nationalistischen Selbstvergottung befindet, die nur an sich selbst denkt und die ganze Welt nur als Piedestal ihrer Machtherrlichkeit betrachtet, und wo der enthusiastische Glaube an die blossen Mächte des Erdgeistes seine tiefsten und stärksten Wurzeln hat. Es wird wohl noch eines weiteren Beilschlages des Weltgerichtes bedürfen, bis der Fluchbann dieses Geistes endlich stürzt.

Am besten wäre natürlich, wenn das „andere“ Deutschland ihn stürzte. Alles, was hier gesagt ist, bezieht sich selbstverständlich nur auf jenes Deutschland, das jetzt wieder zur Macht gelangt ist. Das „andere“ hat daran natürlich auch eine Schuld, aber sein Vorhandensein soll darob nicht vergessen werden. Möchte es doch endlich völlig erwachen und zu der Kraft und Entschiedenheit gelangen, ohne die man mit jenen Mächten, deren Repräsentant Hindenburg ist, nicht fertig wird.

Ein besonders betrübender Zug war sodann die Rolle, die bei dieser Wahl offenbar die Frauen gespielt haben. Nach allgemeinem Urteil verdankt

Hindenburg besonders auch ihren Stimmen seinen Sieg.¹⁾ Die ganze Sünde und Tragik dieser Haltung der deutschen Frauen wird wieder besonders anschaulich, wenn man bedenkt, dass es dieser Mann war, der jene Befehle auf dem Gewissen hat, infolge deren tausende von französischen Frauen und Mädchen deportiert und zum Teil der unwürdigsten Behandlung (wie sie sonst etwa Dirnen angetan wird) ausgesetzt wurden. Davon wissen natürlich die deutschen Frauen nichts, aber nicht ohne ihre Schuld. Es gibt auch eine sündige Unwissenheit. Wie in England und Amerika, so haben die Frauen nun also auch in Deutschland und damit sozusagen auf der ganzen Welt den Mächten der Völkerverfeindung, der Gewalt und des Krieges zum Siege verholfen. Das ist natürlich eine arge Enttäuschung für die, welche von der Gesinnung der politischen Rechte der Frauen das Gegenteil erwarteten.²⁾ Selbstverständlich wird dadurch die Begeisterung für die Frauenrechte in den demokratischen und pazifistischen Parteien nicht vermehrt. Es ist vielmehr bezeichnend, dass ausgerechnet die wilden ungarischen Reaktionäre durch diese Tatsachen für das Frauenstimmrecht erwärmt worden sind. Nun wäre es freilich ganz falsch, wenn man aus diesen bösen Erfahrungen den Schluss zöge, es seien der Frau im Interesse des Fortschrittes die politischen Rechte vorzuenthalten. Man wird sich bloss wieder die Wahrheit klar machen müssen, dass es ebenso verkehrt ist, von den Frauen als Frauen wie von der Jugend als Jugend das Heil der Welt zu erwarten. Dieses Heil fehlt uns allen; zu ihm muss die Frau so gut erst erlöst werden wie der Mann und die Jugend so gut wie das Alter. Man wird weiter sagen müssen, dass es der denkbar übelste Weg war, wenn man die politisch ungeschulte Frau in die wüste Flut solcher Wahlkämpfe stürzte, wie sie nun England und Deutschland und in etwas milderer Form Amerika gesehen haben. Das alles bedeutet bloss einen Missbrauch der Frau. Nein, auf ganz andere Art muss ihr Recht und ihre Mission in der Volksgemeinschaft sich entfalten. Ueberhaupt sei hier wiederholt, was bei Anlass der englischen Wahlen gesagt wurde: diese ganze Wahldemokratie, die im Grunde eine ungeheure Satire auf Volk und Demokratie bedeutet, weil dabei eine riesige Lügenmaschine mit dem Volke spielt und man deutlich zeigt, dass man das Dümme und Gemeinste für es am geeignetsten erachtet, ist doch nur eine ungeheure Entartung und ein riesiges Zeichen des Verfalls der bisherigen politischen Formen. Es ist Zäsarismus unter mehr oder weniger demokratischer Maske, Pöbeltum schlimmster Art, nicht wirkliche Volksherrschaft.

Die Frauen sind aber für die Hindenburgwahl offenbar mit den Pfarrern, und zwar den protestantischen, Hand in Hand gegangen. Damit komme ich auf den Gesichtspunkt, der mir der allerwichtigste scheint und der es besonders im Lichte dessen ist, was die Neuen Wege vor allem vertreten. Es haben bei dieser Wahlaktion offenbar konfessionelle Motive eine grosse, vielleicht entscheidende Rolle gespielt. Marx ist ja Katholik, Hindenburg Protestant! Liegt nicht in dieser Formel die ganze ungeheure Tragik des Protestantismus, besonders in dessen lutherischer Form? Hindenburg, der plumpe Kriegsgott, der Anhänger des Absolutismus, der blinden Autorität im politischen und sozialen Leben der Protestant, und Marx, der Vertreter der Demokratie und des Friedenswillens der Katholik! Nun ist es tatsächlich so, dass seit längerer Zeit in Deutschland ausgerechnet das katholische Zentrum die stärkste Stütze der Demokratie und Versöhnungspolitik

¹⁾ Die Richtigkeit dieser Annahme wird zwar bestritten, z. B. durch Frau Lüders im „Schweizer Frauenblatt“ (Nr. 20), aber ohne durchschlagende Gründe. Alles, was man aus Deutschland erfährt, spricht für die Annahme.

²⁾ Dass der Schreibende nicht zu diesen gehört, sei zuhanden allfälliger Enttäuschungsjäger unter den Lesern bemerkt.

gewesen ist und dass innerhalb der katholischen Kirche weitaus mehr Verständnis für diese Dinge zu finden ist, als innerhalb der evangelischen. Und so müsste denn, wer für diese Dinge eintritt, für den Katholiken gegen den Protestanten stimmen. Aber das protestantische Pastorentum ist offenbar, die selbstverständlichen edlen Ausnahmen abgerechnet, mit Hochdruck und glühender Begeisterung für Hindenburg eingetreten. In solchen Fällen findet man die „Vermischung von Evangelium und Politik“ ganz am Platze — sie ist falsch, wenn sie neue Ordnungen will, sie ist selbstverständlich, wo es die Erhaltung der alten gilt! Und zwar ist dieses Pastorentum und die ganze grosse Masse des lutherischen Kirchentums — feine Ausnahmen selbstverständlich wieder abgerechnet — nicht etwa bloss für den abstrakten Protestanten Hindenburg eingetreten, sondern für das ganze System, das er verkörpert. Soweit ist der deutsche Protestantismus in seiner offiziellen und kirchlichen Form (es gibt gottlob noch eine andere) gekommen!

Es gibt allerdings für diese Haltung vieler Protestanten bei dieser Wahl mildernde Umstände. Gewiss fiel es manchem Protestanten nicht leicht, dem Führer des katholischen Zentrums seine Stimme zu geben. Gewiss ist die politische Macht des Katholizismus fast überall und besonders in Deutschland im Vorrücken. Aber wer ist daran schuld? Nicht etwa dieser Protestantismus selbst, durch sein Verkauftsein an die herrschenden Gewalten in Staat und Gesellschaft, seine Blindheit für die Wege Gottes in einer neuen Zeit, seinen starken Glauben an die Weltmächte und seinen schwachen Glauben an die Kraft Gottes? Dadurch ist es so weit gekommen, dass bei diesem Anlass ein Mensch, der sich zu Gottes vorwärtsführenden Gedanken im Völkerleben bekennen wollte, einem Katholiken gegen einen Protestanten die Stimme geben musste.

Die ganze Sachlage, die bei diesem Anlass so krass hervortritt, ist von ungeheurer, alle blossen Politik überragender Bedeutung. Es ist die Tragödie des deutschen Protestantismus. Auf der einen Seite theologischer Tiefsinn, auf der andern Hindenburg, die Züge Luthers und die Züge Wuotans in ein Bild verschmolzen — das ist jetzt der deutsche offizielle und kirchliche Protestantismus. Es ist, mit andern Worten, der tragische Sturz des lutherischen Protestantismus, der in diesen Tatsachen hervortritt und den die Geschichte rasch noch mehr verdeutlichen wird.

„Grossdeutschland.“ Das Alldeutschtum hat sich verwandelt und heisst nun „Grossdeutschtum“. In dieser Gestalt zieht es auch die „demokratischen“ und „pazifistischen“ Elemente an sich¹⁾ und wird aufs neue eine Weltgefahr ersten Ranges.

Zunächst handelt es sich darum, Oesterreich mit dem neuen Reich zu vereinigen. Es ist stets meine Ueberzeugung gewesen, dass das bei der heutigen politischen Konstellation ein schweres Unglück für Europa und die Welt wäre. Wenn wir einst das föderalistisch organisierte Pan-Europa haben (gebe Gott, dass wir es bekommen!), dann wird eine solche Verbindung keine Gefahr mehr haben und werden wir uns darüber aufrichtig freuen,

¹⁾ Dass alle „nationalen Kreise“ dafür sind, ist selbstverständlich. Interessant ist, dass in diesem Falle die konfessionellen Bedenken gegen eine solche Vermehrung des katholischen Elementes in Deutschland keine Rolle zu spielen scheinen, was ein Beweis mehr dafür ist, dass dieser Protestantismus nur noch religiös gefirnister Nationalismus ist.

Es ist übrigens auch eine bedenkliche Tatsache, dass die in Oesterreich unter der neu für den Protestantismus gewonnenen Bevölkerung tätigen deutschen Pastoren in der grossen Mehrheit bewusste oder unbewusste deutsch-nationale Propagandisten sind.

im gegenwärtigen Augenblick wäre sie ein Verhängnis. Abgesehen von den prinzipiellen Gründen allgemeiner Natur: dass es aufs äusserste wünschenswert ist, wenn Staatsverband und Volkstum nicht überall zusammenfallen, dass Oesterreich deutlich zum Bindeglied zwischen der deutschen und der slavischen Welt bestimmt ist,¹⁾ muss gesagt werden, dass sein Anschluss an das Reich unter den jetzigen Umständen direkt den Weltkrieg bedeutete. Die andern Mächte würden ihn nicht dulden und vom politischen und militärischen Standpunkt aus mit Recht. Denn der Anschluss geschähe an ein imperialistisches, militaristisches, alldeutsches Reich. Dieses Reich würde mit seiner kompakten Masse eine ungeheure Bedrohung Europas. Naimanns Mitteleuropa wachte wieder auf. Wien würde als Filiale von Berlin ein Aktionszentrum, von dem aus in den Balkan und von dort nach Vorderasien und weiterhin die Tendenzen des deutschen Imperialismus getragen würden, kurz, die Lage wie sie unmittelbar vor dem Weltkrieg bestand und zu diesem führte, wäre wieder da und damit der neue Weltkrieg selbst.

Dazu kommt ein Anderes. Wenn es dem Reich gelänge, Oesterreich sich anzugliedern, dann hätte es im Weltkrieg gesiegt; denn das wäre überreiche Entschädigung für alle sonstigen Verluste. Damit aber hätte sein Militarismus gesiegt und schiene der Krieg überhaupt wieder einmal gerechtfertigt.

Das alles darf nicht sein und — das ist meine Ueberzeugung — es wird nicht sein. Aber alle, die es mit Europa gut meinen, müssen mithelfen, dass es nicht sein wird. Die elende Politik der Entente, die es so weit gebracht hat, muss durch entschlossene Taten der letzten Stunde gutgemacht werden. Und alle anderen lichten Mächte müssen dafür einstehen, dass nicht geschehe, was unvermeidlich Krieg und Untergang brächte.

Ich weiss natürlich genau, dass man diese Stellung, wie manche andere, wieder der „Deutschfeindlichkeit“ bezichtigen wird. Wenn das von einer gewissen Art von Alldeutschen (die sehr gut sog. Schweizer sein können) geschieht, so ist es mir so gleichgiltig als möglich. Den Andern aber möchte ich folgendes sagen:

Ich bin durchaus für Grossdeutschland. Das hängt mit meiner ganzen föderalistischen Einstellung zusammen. Die kleindeutsche, d. h. preussische Lösung, die Bismarck einst dem deutschen Problem gegeben, erscheint auch mir als folgenschwerer Fehler. Wie gesagt, glaube ich, dass in einem geistig und politisch erneuten Europa der Wiederherstellung der alten Verbindung Oesterreichs mit dem deutschen Reich nichts mehr im Wege stehen wird. Zur jetzigen Stunde aber käme bei einem Anschluss Oesterreichs nicht Grossdeutschland heraus, sondern eher Deutschlands Ende. Grossdeutschland im echten, guten Sinne wird das Ergebnis einer deutschen und europäischen Wiedergeburt sein. Es wird vor allem einen neuen und verstärkten kulturellen Einfluss des Deutschtums bedeuten, dieser aber würde offenkundig vermindert, wenn Wien bloss eine Filiale von Berlin würde, statt eine Vorhut deutschen Geistes und Wesen in der östlichen Welt. Vom österreichischen Standpunkte aus ist die Anschlussbewegung ja überhaupt nicht viel anderes als Selbstmord. Denn das weiche und etwas lässige österreichische Wesen würde durch das norddeutsche (das ja im heutigen Deutschland dominiert) genau so vergewaltigt und verdrängt werden, wie es die Oesterreicher während des Krieges erlebt haben.

Ich sage also: Ihr lieben Grossdeutschen, ich bin nicht für euer heutiges „Grossdeutschland“, dieses Gebilde ungezügelter Geltungsgier, aber ich bin nicht für ein kleineres, sondern für ein grösseres Deutschland, als ihr, für jenes grössere Deutschland, das ihr in euerem ungeduldrigen Alleshaben-Wollen vor der Geburt zerstört.

¹⁾ Vgl. darüber Nr. 2: „Die Revision des Versailler Vertrages.“

2. Soziales.

Und sie werden die Schwerter zu Pflugscharen machen. (Micha 4, 3.) Eine hochoriginelle und zugleich ergreifende Illustration dieses Prophetenwortes hat unser Freund, Prof. Alfred de Quervain geliefert. Er hat in Verbindung mit A. Picard einen neuen Seismographen geschaffen.¹⁾ Dieser Apparat, der jahrelange Arbeit gekostet hat, wurde in Zürich hergestellt. Er ist der grösstempfindliche, den es bisher gibt, und offenbar eine wissenschaftlich-technische Leistung ersten Ranges. Dafür war eine sehr schwere Masse nötig und diese erhielten die gelehrten Konstrukteure vom schweizerischen Generalstab in Form von 1000 Klötzen Stahl, die bestimmt waren, zu 1000 „fünfzehner Granaten“ umgeformt zu werden, aber nicht in ganz richtigem Gewichte geliefert worden waren. Es wurde ihnen aber die Bedingung gestellt, dies Material im Kriegsfall wieder zur Verfügung zu stellen. Auf diese 20,000 Kilogramm Granatenstahl schrieb nun Prof. de Quervain die Sprüche:

Mars Minervae dedit; ne reddat Marti Minerva. (Mars gabs der Minerva, möge es Minerva dem Mars nicht zurückgeben!)
und den Spruch des Phropheten:

Et conflabunt gladios in vomeres. (Und sie werden die Schwerter zu Pflugscharen umschmelzen.)

Er wusste es einzurichten, dass das Instrument mit dem letzteren Spruch abgebildet in den Katalogteil der Firma (Trüb, Täuber & Cie., Zürich) kam, der diese Apparate behandelt. Dort kann man nicht ohne Ueberraschung und mit tiefer Freude auf der Vorderseite des mächtigen Instrumentes jenes grosse Wort lesen. So ist ein langgehegter Wunsch des grossen Gelehrten, der zugleich ein grosser Mensch ist, in Erfüllung gegangen. Wie in dem Instrument die 20,000 Kilo Kriegsmaterial einer internationalen Friedensarbeit dienen, so sollte diese Arbeit ausdrücklich und bewusst in jene höhere Gedankenreihe gestellt werden. Mit dem Gewicht seiner wissenschaftlichen Kompetenz tritt er zu einem solchen Gedanken aus jener höheren Welt, die wir das Reich Gottes nennen und stellt damit eine Verbindung zwischen diesem und der wissenschaftlichen, ja sogar technischen Arbeit her, von der wir nur wünschen können, dass sie eine Verheissung naher Verwirklichung jener alten Weissagung sei. Möchte gerade die Wissenschaft und Technik, die heute in ihrer von Gott abgefallenen Form hauptsächlich Erregerinnen des Welt-erdbebens sind, das in der Menschheit der Krieg bedeutet, zu feinfühligem Warnerinnen vor diesem, Enthüllerinnen seiner tiefsten Ursachen, Wegbereiterin der Weltsicherheit des Friedens werden.

Es ist ergreifend, einen Gelehrten am Werke zu sehen, in dem dieser neue Geist zu einer solchen Stärke lauterer und zäher Leidenschaft geworden ist. Wenn ihm vielleicht gerade dafür der Weg der „Karriere“ hartnäckig versperrt wird, so teilt er damit das Schicksal der Besten und empfängt dafür einen unvergleichlich höheren Lohn!

Aufruf zu einer Feier der Arbeit. In der Stunde, da dies geschrieben wird, ist es genau eine Woche her, dass das Basler Wehrmannsdenkmal eingeweiht und mit der Ehrung der Toten eine Kundgebung für unsere Armee verbunden wurde. Und heute summen schon seit dem frühen Morgen die Flugzeuge unterm Himmel herum — Flugtag, Akklimatisierung der Menschen an den nächsten Krieg, den Luftkrieg, und Stimulierung der Jugend dazu.

Ein Freund schrieb mir dieser Tage, ob nicht eine Gegenkundgebung angebracht sei. In der Tat wäre eine sinn- und eindrucksvolle Gegenkundgebung sicher einer Anstrengung wert. Aber wie?

¹⁾ Seismograph nennt man einen Apparat, der Erdbeben anzeigt.

Wohl als Gegenstück zu den Feiern der Ehrung eines unbekanntenen Toten in manchen der am Krieg beteiligt gewesenen Ländern, die ja auch dem Volk die Grauen des Krieges und die Leiden der Soldaten in Vergessenheit bringen und den zerschissenen Glorienschimmer des Krieges erneuern sollen, um ein heranwachsendes Geschlecht wieder damit zu betören, — als Gegenkundgebung hierzu wohl findet in Cincinnati in den Vereinigten Staaten von Nordamerika am 30. Mai d. J., wie schon in den Jahren 1923 und 1924, eine Totengedenkfeier statt, die in einem Blumenstreuen für Helden der Arbeit besteht.

Wer sind die Helden der Arbeit, deren Toten gedacht werden soll? Ein Bericht über die Feier in Cincinnati schreibt: „Bergleute, Eisenbahner, Bauarbeiter, Elektriker, Mechaniker, Feuerwehrleute, Forscher, Mütter, Aerzte, Krankenschwestern und andere bilden eine grössere Armee als irgend eine Kampftruppe, von der die Geschichte weiss. Es ist eine Armee, die ohne Unterbruch im Dienst steht und Mühen und Entbehrungen erträgt. Ihre Toten zählt sie nach zehntausenden jedes Jahr und ihre Verletzten nach Hunderttausenden. Sie schlägt ihre harten und gefährreichen Schlachten ohne Orden und Ehrenzeichen. Sie wartet nicht auf den mitreissenden Wirbel der Trommeln noch auf den Schall der Trompeten, die Ruhm verkünden. Und doch ist jene Armee unsere wirkliche nationale Verteidigung, unsere Verteidigung gegen Hunger, Kälte, Krankheit, Entbehrung, Desorganisation, Erschöpfung, Untergang. Ja vielleicht ist sie zu guter letzt auch noch unsere wirkliche Verteidigung gegen äussere Feinde. Denn indem sie unser Land in den Stand setzt, die andern Länder mit allerhand nützlichen und schönen Dingen zu versorgen, könnte sie, die Armee der Arbeit, die andern Länder abhalten, unser Feind zu sein.

Der Bergmann kommt durch ein schlagendes Wetter um, der Eisenbahner bei einem Zugzusammenstoss. Der Bauarbeiter wird bei einem Sturz vom Gerüst zerschmettert, der Feuerwehrmann von einer stürzenden Mauer erschlagen. Arzt und Krankenschwester erliegen der Krankheit, die sie zu heilen suchen. Schmerzen und oft genug ihr eigenes Leben zahlt die Mutter als Preis für neues Leben. Sollte man, wenn man eine Armee ehrt, die tötet, nicht erst recht jene Armee ehren, die heilt und erhält? Wenn wir das Heldentum des Krieges anerkennen, sollten wir da nicht noch mehr das wohlthätige Heldentum der Arbeiter, der Forscher, der Mütter ehren?“

In Cincinnati versammeln sich die Teilnehmer zu dieser Feier morgens 8 Uhr auf einem der Friedhöfe, wo einige Gräber, z. B. je eines tödlich verunglückten Fabrikarbeiters, Eisenbahners, Feuerwehrmannes und einer im Wochenbett gestorbenen Mutter ausgewählt sind. Leute ohne Unterschied der Konfession und der Nationalität, Juden und Christen, Weisse und Neger (zwischen denen in Amerika im allgemeinen noch eine fast unüberbrückbare Kluft besteht) nehmen teil. Im Jahre 1923 z. B. wurde die Feier durch einige passende Verse eingeleitet, dann sprach ein jüdischer Rabbiner ein Gebet. Darauf sprach ein Pfarrer der Neger-Methodisten-Kirche einige Worte etwa folgenden Inhaltes:

„Wir verehren die Zerstörenden, aber wir verachten die Aufbauenden oder vergessen sie zum mindesten. Mit Ehrfurcht schauen wir auf ein Schlachtfeld. Warum nicht mit ebensoviel Ehrfurcht auf einen Tunnel? Dort geht auch eine Schlacht vor sich, eine ehrliche Schlacht gegen den Fels. Dort erhebt keiner die Waffen gegen den Bruder. Aber auch dort fallen Opfer.

Wir aber sehen diesen Opfern der Arbeit zu, denken nichts dabei und sagen nichts dazu. Es sterben Menschen, damit wir leben. Einige auf dem Schaffot. Einige auf dem Schlachtfeld, einige auf dem Arbeitsplatz. Wer in unseren Städten beachtet die Toten der Arbeit, und doch ständen unsere Städte ohne sie nicht.

Kommt heraus aus allen euren Kirchen und kommt hierher zur Andacht. Lasst eure Glaubensbekenntnisse dahinten, hier ist Glauben genug. Hier betet an. Hier sucht Gott.“

Nach einer weitem kurzen Ansprache des Vertreters einer andern Kirche folgte dann das Niederlegen von Blumen auf den Gräbern.

Bei uns würde eine solche Feier nicht Weisse und Neger vereinen, und auch sonst würde bei uns das eine oder das andere anders zu machen sein.

Aber wenn wir — alle Menschen, die Frieden wollen und nicht Krieg, die schöpferische Arbeit wollen und nicht Zerstörung, Gesundheit und Schönheit und nicht die scheusslichen Krämpfe des Giftgastodes — wenn wir alle ohne Unterschied der Konfession, der Nationalität, der Partei, des Berufes uns zu einer grossen Kundgebung zu Ehren der Toten der Arbeit aufmachten, könnten daraus nicht gute Früchte erwachsen? Könnte das nicht zu einer neuen Wertschätzung der Arbeit führen, zu ihrer Höherwertung im Vergleich zum Kapital wie zum Genuss und zu mehr gegenseitigem Verständnis, zu besserer Zusammenarbeit unter den verschiedenen Gliedern des Volkskörpers, wie es z. B. Land- und Stadtvolk sind?

Die Basler „Arbeiterzeitung“ schrieb im Bericht über die letzte Maifeier, dass vielleicht andere Formen für die Feier der Arbeit gefunden werden müssten als die Reden auf dem Marktplatz. Wäre nicht hier ein Versuch zu einer Feier neuer Art, der wert ist gemacht zu werden? A. B.-G.

Zur Maifeier. Das, was wir für die diesjährige Maifeier angeregt, ist zu unserer Freude an verschiedenen Orten durchgeführt worden, so z. B. in Degersheim und besonders eindrucksvoll und grossartig in Solothurn. Ueber diese letztere Feier hätten wir gern einen kurzen Spezialbericht. Der Festzug stellte im ersten Teil alle Schrecken des vergangenen und eines allfälligen Zukunftskrieges dar, im zweiten im ergreifenden Gegensatz dazu die Arbeit als Ausdruck des Friedens. Wie uns ein Augenzeuge berichtet, nahmen 4000 Menschen an dem Zuge teil, während 20 bis 25,000 Spalier bildeten. Grossartig sei die Rede unseres Freundes Karl von Greyerz gewesen.

Man sieht aus diesem Beispiel, was man aus einer Maifeier machen könnte und wie das etwas anderes wäre, als was diese heute im allgemeinen geworden ist. Dazu gehört freilich als Voraussetzung etwas anderes als der Grimm-Sozialismus!

Arbeit und Bildung zur Initiative Rothenberger. Unserem Programm getreu, dass wir bei grösseren politischen Aktionen versuchen möchten, auf einer überparteilichen Plattform das Prinzipielle, politisch, sozial, religiös Bedeutsame einer Frage hervorzuheben und dadurch zur Reinigung und Erhöhung unseres politischen Lebens beizutragen, haben wir am 17. Mai eine „Volksversammlung“ im Schwurgerichtssaal in Zürich veranstaltet. Sie war nur mässig besucht (der Schweizer hat an einem Sonntag anderes zu tun, als sich um die Zukunft der Schweiz zu kümmern!), verlief dafür aber qualitativ um so schöner. Die drei Redner, Prof. Schenkel aus Winterthur, Karl Straub und Prof. Ludwig Köhler verstanden es ausgezeichnet, die ganze politische, soziale und religiöse Bedeutung des Versicherungsgedankens ans Licht zu stellen und das Denken über diese Dinge über den Nebel der Lüge und Gemeinheit in die Höhe der grossen, ewigen Wahrheiten zu heben. Man hätte Tausenden den Eindruck dieser Worte gewünscht. Zum Schluss wurde einstimmig folgende Resolution angenommen: „Die Volksversammlung vom 17. Mai in Zürich, einberufen von der Arbeitsgemeinschaft „Arbeit und Bildung“, zur Besprechung der Frage der Sozialversicherung, ist der Ansicht, dass ein grosszügiges Werk gegenseitiger Hilfe, wie es seinen Ausdruck findet in der Alters-, Hinterbliebenen- und Invalidenversicherung, ein dringendes Gebot der Stunde ist. Die Versammlung hält dafür, dass für die Verwirklichung eines

solchen Werkes kein Opfer zu gross sein darf und dass nur ein Opfer, das von Seiten der Allgemeinheit für unsere Alten und arbeitsunfähigen Volksglieder gern gebracht wird, ein Versicherungswerk selbst zum Segen für unser Volk und Land kann werden lassen. Als ein Zeichen dafür, dass der Wille zu solcher Hilfsbereitschaft vorhanden ist und als einen der Wege zur Verwirklichung des notwendigen Versicherungswerkes betrachtet die Versammlung die Initiative Rothenberger, für deren Annahme sie daher votiert.“

Moderne Strassenräuber. Wir entnehmen dem „Volksrecht“ (15. Mai) folgende Tatsachen über die „Auswüchse des Automobilismus“, die nur einen kleinen Ausschnitt aus einem ganzen Reich von Brutalität bedeuten, das täglich wächst und die sich besonders solche Gegenden merken mögen, die dieses „Segens“ noch entbehren:

„In ihren Jahresberichten führen die Statthalterämter Zürich, Affoltern, Meilen, Hinwil, Uster, Pfäffikon, Winterthur und Bülach Beschwerde über Ueberhandnahme der Verfehlungen im Automobilverkehr, namentlich durch zu schnelles Fahren. Das Statthalteramt Zürich konstatiert erhebliche Zunahme der Bussenverfügungen hauptsächlich infolge dieser Erscheinung. Affoltern beklagt gröbliche Verletzung des im amtlichen Verkehr gebotenen Anstandes, und Hinwil konstatiert erschreckend hohe Zahl der Unfälle mit schweren und schwersten Körperverletzungen; andere Strassenbenützer müssten stets bereit sein, sich flüchten zu können, wenn Motorfahrzeuge nahen. Die Lenker der Motorfahrzeuge machten alten Leuten und schweren Lastfuhrwerken langsames Ausweichen zum ungerechtfertigten Vorwurf und muteten kleinen Kindern die Befolgung der Verkehrsvorschriften zu. Die Landstrasse diene nicht mehr der Allgemeinheit, sondern den Automobilisten. Das Schlimmste sei die Wahrnehmung, dass alle Mahnungen und Strafen nichts zu nützen schienen; im Gegenteil stellten die Automobilisten an den Strassenverkehr zu ihren Gunsten immer höhere Anforderungen. Auch Uster meldet erschreckende Vermehrung der Automobilunfälle und erklärt, solange die allermeisten Verkehrsunfälle auf zu schnelles und unvorsichtiges Fahren der Automobile und Motorräder zurückzuführen seien, erscheine die Kontrolle als unbedingtes Erfordernis. Die Anwohner an den Hauptstrassen und die Fussgänger seien auch Menschen und dürften Anspruch darauf erheben, nicht in unerträglicher Weise belästigt oder gefährdet oder von der Strasse verdrängt zu werden. Neben den vielen fahrlässigen Körperverletzungen durch Automobile seien zwei Unfälle mit tödlichem Ausgang zu beklagen. Pfäffikon berichtet, trotz strenger Bussenpraxis sei die Verkehrssicherheit nicht grösser geworden; die Polizei richte nichts aus, wenn sie nicht im Kampfe mit rücksichtslosen Automobilfahrern, die sich um keine Vorschriften kümmerten, durch die korrekten Fahrer unterstützt werde. Bülach verlangt schärfere Ahndung des zu schnellen oder sonst unvorsichtigen Fahrens. Die kantonale Polizeidirektion konstatiert noch stärkere Zunahme der Fahrbewilligungsbewerber und der Motorfahrzeuge als in den Vorjahren, der Motorfahrzeugverkehr erfordere ständig grössere Aufmerksamkeit der Lenker der Fahrzeuge, des Publikums und der kontrollierenden Polizeiorgane. Die Notwendigkeit des Zusammenarbeitens der Motorfahrzeugkontrolle mit der Polizei und den Untersuchungsbehörden werde immer dringlicher. Die Bemühungen der automobilistischen Organisationen, die Auswüchse, namentlich die Geschwindigkeits-Exzesse, zu bekämpfen, scheinen wenig Erfolg zu haben. Von den Statthalterämtern und Gemeindebehörden sind wegen Uebertretung von Vorschriften über den Motorfahrzeugverkehr 3051 Bussen gemeldet worden, wovon wegen Fahrens ohne Verkehrsbewilligung für das Fahrzeug in 147, wegen Fahrens ohne Führerbewilligung in 162, wegen zu schnellen Fahrens in 2132 (inbegriffen wegen zu schnellen Fahrens an Sonntagen in 385) Fällen. Die Polizei meldet 160 Un-

fälle, bei denen durch Motorfahrzeuge Personen verletzt wurden, wovon 18 mit tödlichem Ausgang. Als vorsorgliche Massnahme nach Unfällen, bei denen Menschen verletzt oder getötet wurden, ist von der Polizeidirektion gegenüber 34 Personen, und wegen zu schnellem Fahrens von den Statthalterämtern gegenüber 14 Personen der Entzug der Führerbewilligung verfügt worden. 61 Fehlbaren wurde der Entzug der Führerbewilligung angedroht für den Fall, dass sie sich eine neue Uebertretung von Verkehrsvorschriften zuschulden kommen lassen sollten. In einzelnen Fällen sprachen die Gerichte den Entzug der Führerbewilligung für kürzere oder längere Zeit aus bei Anlass der Aburteilung von Straffällen.“

Ich habe diesen Bericht mit: „Moderne Strassenräuber“ überschrieben. In der Tat ist das, was uns die Geschichten von Strassenräubern aus „unzivilisierten“ Gegenden und vergangenen Zeiten berichten, in seiner Gesamtheit ein Kinderspiel gegenüber dem, was die Brutalität des modernen Maschinenmenschen Tag für Tag an Kindern, alten Leuten, Schwerhörigen, Kurzsichtigen verübt und was sie daneben auch den Normalen an Schaden antut. Wären wir nicht Menschen ohne Saft und Kraft geworden, so wäre einem solchen Wesen bald gesteuert.

3. Religiöses.

Dr. Steiners Tod und die Christengemeinschaft.¹⁾ Der Tod Dr. Steiners hat wohl in vielen unserer Freunde allerlei Gedanken wachgerufen. Es liegt nahe, in der Verbindung dieses Ereignisses mit dem nicht weit zurückliegenden Brand des Götheanums etwas Ominöses zu finden. Manche werden zu der Annahme geneigt sein, dass nun die anthroposophische Bewegung in Bälde zusammenbrechen werde. Das wird sie wohl tun, aber meines Erachtens nicht in Folge dieses Todes, sondern aus inneren Gründen. Steiner war keineswegs ein so hinreissender Vertreter seiner Sache; er stiess viele sehr stark ab. Freilich ist eine Sache wie die Anthroposophie auf anerkannte „Meister“ angewiesen, in denen das Hellsehen Tatsache ist oder doch mit einem gewissen Schein von Grund als solche vorausgesetzt werden darf. Das traf bei Steiner zu. Er hatte sich mit Recht oder Unrecht in den Ruf eines Sehers und tief Eingeweihten verschafft und galt bei vielen seiner Anhänger für etwas sehr Grosses. Der auf seine Art vielbegabte und vor allem vielgewandte Mann, dem es an lebendigem Geiste ganz auffallend mangelte, wie seine Schriften und Vorträge deutlich beweisen, besass jedenfalls einen starken, zu leidenschaftlichen Willen und die Fähigkeit, gewissen Menschen zu imponieren. Insofern dürfte er nicht so leicht einen Ersatz finden und sein Tod für die Bewegung entscheidende Bedeutung haben. Für solche freilich, die von diesen Dingen etwas verstanden, und überhaupt etwas kritisch eingestellt und zur Kritik Befähigte, hatte das Steinersche Hellsehen keine Ueberzeugungskraft. Was die Nichteingeweihten davon erfuhren, war Sammelsurium aus alten und neuen Mythologien, Theosophien und Occultismen, ganz ohne den Charakter des Originalen, Selbstgeschauten. Steiners Kunst bestand in dem immer neuen Versuch, sich gewisser Zeitströmungen zu bemächtigen, um sie seiner Sache dienstbar zu machen. So kamen nacheinander die moderne „Naturwissenschaft“ (Häckel!), die soziale Frage, die ästhetische und die religiöse Bewegung an die Reihe, aber immer war es bloss ein Synkretismus (d. h. eine mechanische Mischung) verschiedener Elemente, nie ein organisches Schaffen und Wachsen aus dem Eigenen. Dieses Spiel konnte auf die Länge nicht vorhalten, und so sind der Brand des Götheanums wie der Tod seines Gründers wirklich bloss Symptome eines schon vorhandenen Verfalls. Schon

¹⁾ Aus der letzten Nummer zurückgestellt.

seit einiger Zeit war es deutlich, dass der Versuch der Anthroposophie gescheitert sei. Sie zählt als lebendige Macht im Geistesleben der Gegenwart nicht mehr. Zwar zieht sie noch da und dort jenes freilich zahlreiche Geschlecht der Halbgebildeten an, die auf diesem Wege gleichzeitig Wissenschaft und Religion zu finden hoffen; aber die Mode wird sich recht bald wieder anders wohin wenden. Vielleicht wird Coué der Haupterbe sein, da und dort die katholische Kirche und auch gelegentlich — Mazdaznan.

So kann man den Tod des Begründers der Anthroposophie nicht ohne ein Gefühl der Tragik vernehmen. Die Theosophie wird immer wieder aufleben, aber mit der Anthroposophie brauchen wir nicht mehr zu rechnen. Ihr letzter Versuch, zu leben, ist die von Steiner ausgehende Christengemeinschaft Rittelmeyers. Dass dieser Zusammenhang mit Steiner bestritten wird, gehört zu den mancherlei Unehrllichkeiten, mit denen die ganze Bewegung stets arbeitete und wohl auch ihrer Natur nach zu arbeiten genötigt ist. Man musste sich im Uebrigen wundern, dass diese Sache nicht früher auch in der Schweiz auftrat. Sie war, wie seiner Zeit in den „Neuen Wegen“ gesagt wurde, mit Todsicherheit zu erwarten. Warum zögerte man? Nun — endlich — wird die „Religiöse Erneuerung“ an allen Plakatsäulen Zürichs angezeigt. Rittelmeyer kommt mit seinem ganzen deutschen und schweizerischen Stabe. Selbstverständlich wird ein Haufe von ewig Neugierigen zulaufen und in Zürich zu den zahllosen schon vorhandenen noch eine neue Religionsunternehmung entstehen. Denn wie die Areopag-Athener, so sind die Limmat-Athener zu nichts stärker aufgelegt, als stets wieder etwas Neues zu sagen oder zu hören. (Apostelgesch. 17, 16 ff.) Und da gibt es ja auch allerlei Merkwürdiges und Exotisches zu sehen: die anthroposophische Messe mit Priestern und sogar Priesterinnen, Weihrauchnebeln und liturgischem Singen und Beten, alles, was die Katholiken haben und sogar noch einiges überdrein. Wer sollte da nicht hin? Besonders wenn man viel Zeit hat.

Für mehr als eine besondere Art von Zeitvertreib kann ich die Sache nämlich nicht halten. Entweder — Oder: Entweder haben Jesus und die Propheten Unrecht oder der Versuch, durch Kultuspiel die Welt zu „durchchristen“ ist eine Narretei vor Gott. Wenn wir dergleichen wollen, dann doch gleich in die katholische Kirche, wo es übrigens eine ganz andere Tiefe und einen ganz andern Ernst hat. Ich wiederhole meine Klage um Rittelmeyer. Er ist der einzige Mensch von geistiger Bedeutung, der dieser Sache zugefallen ist. Um ihn ist es schade, er wäre einer besseren Sache würdig gewesen. Aber vielleicht ist es sogar um einen Pfarrer Ernst schade und schade sogar um das Papier, das er bedrucken lässt. Ein Fiasco ist ganz gewiss — nicht eine Niederlage im Dienste einer guten Sache, die ein Sieg sein kann, sondern ein Sturz auf Wegen des Trugs. Ich sage: des Trugs, nicht des Betrugs; denn Rittelmeyer und seine Mitarbeiter meinen es gewiss ehrlich. Aber auch eine Sache, an die ihre Vertreter ehrlich glauben, kann ein Trug sein. Auch meinen sie es gewiss ernst, aber ernst meinten es auch die Baalspriester und doch hat Elias sie im Namen des wirklichen Gottes verspottet. Mit kultischem Spiel und kultischer Magie die Welt erlösen zu wollen, ist vor dem Gott der Bibel eben doch — ich kann mir nicht helfen — eine Kinderei.

Ihr Menschen aber, die ihr Ernsthaftes wollt und Ernsthaftes zu tun habt, lasst euch nicht auf solche Dinge ein. Ihr würdet es vielleicht schwer bezahlen müssen.

Weitere Dokumente zur Lage des deutschen Protestantismus.¹⁾

1. Der protestantische Pastor. Pastor Kappe aus Etzum in seiner

¹⁾ Diese Dokumente sind aus der in Heilbronn erscheinenden „Sonntagszeitung“ von Erich Schairer abgedruckt.

Rede auf dem Braunschweiger Stahlhelmtag am 18. Jan. („Braunschweiger Allg. Anzeiger“ vom 19. Januar 1925): „. . . Das deutsche Volk . . . hat in den letzten Jahrzehnten zu sorglos gelebt in dem herrlichen Land der deutschen Freiheit und Herrlichkeit . . . 1914 einige Armee Korps mehr und wir wären bereits zu Weihnachten in Paris gewesen . . . Die dunklen Geister siegten . . . Dolchstoß von hinten . . . törichteste und dümmste Revolution aller Zeiten . . . Sklavenpeitsche der Kriegsschuldflüge, des Versailler Diktats und des Dawes-Gutachtens . . . Wir wollen ihnen den Willen Deutschlands zur Macht und zur wahren Gleichberechtigung in die Zähne schlagen . . . Kampf gegen alles, was deutsches Wesen entmannt und verwässert, vor allem gegen den mit dem Internationalismus verbundenen Marxismus . . . Auszurotten gilt es auch den Pazifismus . . . An Limonade kann kein Volk genesen . . . Herrgott, schenke uns bald den seligen Tag, wo des Deutschen Reiches stolzer Bau wieder ragend hinausschaut in die Welt, wo sich unter Schwarz-weiss-rot eine ganze Nation zusammenfindet, um sieghaft zu streiten um den Platz an der Sonne . . .“

2. Der katholische Mönch. Unter der Devise „Nun erst recht“ hat das deutsche Friedenskartell am 2. Mai in Berlin eine Kundgebung veranstaltet, bei der die Ansprache eines Paters Ernst Thrasolt, der für das junge katholische Deutschland sprach, besonderen Eindruck gemacht hat. Er hat nach dem Bericht der „Frankfurter Ztg.“ u. a. gesagt: „Hinter dem jungen katholischen Deutschland, das er vertrete, ständen Unzählige, die sich lieber an die Wand stellen lassen wollen, als in einen neuen Krieg ziehen. Hunderte von Geistlichen seien bereit, von ihren Kanzeln herab für die Kriegsdienstverweigerung einzutreten. Nur Idioten oder Schurken könnten heute noch nach einem neuen Krieg rufen. Es komme darauf an, den Volksblock in sich einig zu erhalten. Die Durchführung des Reichsschulgesetzes werde für die Erreichung dieses Zieles der Prüfstein sein. Jeder solle seine Gewissenschule erhalten. Was den andern heilig sei, wolle er achten, was ihm selbst heilig sei, möge man gelten lassen. Der Kampf gelte dem alten Deutschland des Zwanges, des Hinlegens, des Kriechens, des Anbindens, dem Deutschland der Zerklüftung und des Kapitalismus, dem Deutschland der konfessionellen Entzweiung, der Religionskriege und des Klassenkampfes von oben. Hindenburg sei nur die Summe und das Symbol dieses alten Deutschland. Und trotzdem sei seine Wahl das grösste Glück, das der deutschen Republick habe widerfahren können: denn nun sei der Republik die Schlafmütze vom Kopf gerissen.“

3. Zeichen. In den Tagen nach der Reichspräsidentenwahl sind bei der Redaktion der „Sonntagszeitung“ auffallend viele Kirchenaustrittsformulare verlangt worden, und zwar ausnahmslos von Evangelischen, die erklärten, sie wollten in einer Kirche nicht bleiben, die sich in dieser Weise politisch betätige wie vor der Präsidentenwahl.

4. Zwei Urteile. „Wenn die Masse der Menschen in Deutschland nicht so ängstlich und nicht so des unvoreingenommenen Denkens ungewohnt wäre, wenn nicht in den „führenden“ oder „obern“ Schichten der Gesellschaft ein so ausgesprochener Wille zur Heuchelei, zum Volksbetrug, zum Augurenlächeln vorhanden wäre: der Protestantismus hätte nur noch Pfarrer, aber keine Gemeinde mehr.“

Paul Zöllner.

„Für den vorurteilslosen Kenner und Beurteiler der Zeitlage ist es klar, dass die evangelische Kirche immer mehr zur Einflusslosigkeit und Bedeutungslosigkeit verdammt wird, je mehr sie dem nationalistischen Heidentum unserer Tage und dem Machtanspruch der kapitalistisch-bürgerlichen Mächte und Kreise nachgibt. Eine Kirche und eine Religion, die nicht begreifen, dass der ganze religiöse und sittliche Ideengehalt des Evangeliums sie auf ökumenische Haltung und soziale Reform hinweist, weil diese Reform durch die Höhenlage der technischen Kultur möglich ist und darum der brüderliche

Sinn des Evangeliums sich an den unten Stehenden mit praktischem Erfolg betätigen kann — eine solche Kirche ist dem Untergang geweiht. Das mögen sich alle die sagen lassen, die mit ungeberdigem Hochmut nach Unten schauen, statt mit Demut nach Oben“

A d a m R ö d e r in seiner „Süddeutschen Konservativen Korrespondenz“.

Evangelisch-sozial. Vor kurzem fand in Zürich ein „Evangelisch-sozialer Kongress“ statt. Meines Wissens ist dieser Ausdruck für eine derartige Versammlung auf Schweizer Boden zum ersten Mal gebraucht worden. Es ist dies um so auffallender, als in Deutschland selbst der alte „Evangelisch-soziale Kongress“ infolge der Entwicklung der letzten zehn Jahre doch wohl seine frühere Bedeutung stark verloren hat. Sollten wir wirklich so weit hinter Deutschland zurück sein? Wir sind doch in einem Stück ihm voraus, in dem Verhältnis der Arbeiterschaft zur Religion. Dass dieses aus allerlei guten Gründen ein ungleich freundlicheres als draussen im „Reich“ ist, zum mindesten als in Nord- und Mitteldeutschland, wird man wohl ruhig behaupten dürfen. Im Angesicht dieser Tatsache darf man sich wohl fragen, ob es richtig ist, die „evangelischen“, d. h. die religiös gesinnten Arbeiter in besonderen Organisationen zu sammeln. Von den Gewerkschaften muss dies meines Erachtens mit aller Entschiedenheit geleugnet werden. Ein Arbeiter mit religiöser Ueberzeugung kann heute ganz ruhig in einer Gewerkschaft mitarbeiten. Nur da, wo noch die Kommunisten herrschen, mag dies nicht der Fall sein, aber das sind Ausnahmestände, die bald vorüber gehen werden. Es mag auch in den übrigen Gewerkschaften etwa zu Konflikten zwischen christlicher und andersartiger Gesinnung kommen; aber sollen sich denn die Jünger Christi in Watte wickeln und in einer Truhe verbergen lassen? Gehören sie nicht nach dem Worte Jesu sogar „wie Schafe mitten unter die Wölfe?“ Und hat nicht auch Luther gesagt: „Bist du eine Rose, so sei dein Wandel unter Dornen?“ Es ist ja doch so, dass diese „unchristlichen“ roten Gewerkschaften und nicht irgendwelche „christlichen“ es sind, die die Arbeiterschaft erst wieder zum Gefühl ihres Menschenwertes aufgeweckt und damit an ihnen ein wahrhaft christliches Werk getan haben, und dass im Grossen und Ganzen doch sie es sind, die durch ihre Kämpfe und Opfer materielle und geistige Vorteile errungen haben, deren auch die „Evangelischen“ sich erfreuen. Nichts kann auf der andern Seite die Bereitschaft des Arbeiters, auf das „Evangelium“ zu hören, stärker hemmen, als die Zersplitterung der Arbeiterbewegung durch solche „Evangelischen Gewerkschaften“, hinter denen er auf Grund früherer Erfahrungen instinktiv „Gelbe“ und Streikbrecher wittert.

Die Berechtigung „evangelischer Gewerkschaften“ also kann ich nicht zugeben. Sie sind das Geschöpf eines Denkens, das jenes Mutes und Weitblickes entbehrt, die einen Jünger Christi eignen sollten. Dagegen mag man sich fragen, ob es vielleicht einen Wert hat, religiös gesinnte Menschen in besonderen Organisationen zu sammeln, um sie mitten im sozialen Kampf und für diesen zu stärken und mit den rechten Gedanken und Gesinnungen zu erfüllen, vielleicht auch, um solche Menschen erst einmal in Berührung mit dem sozialen Problem zu bringen. Das lässt sich nicht ohne weiteres leugnen. Nur ist solchen, die dieses Werk tun, dreierlei sagen. Einmal: sie sollten doch ein wenig wissen, was andere vor und neben ihnen gearbeitet haben und arbeiten. Wenn in der „Evangelischen Volkszeitung“ (Nr. 8) in der Einladung zu dem „Evangelisch-sozialen Kongress“ gesagt wird: „In der Schweiz ist bis jetzt diesen Fragen [nämlich der Beziehung zwischen den Grundsätzen des Evangeliums und dem sozialen Problem] wenig Beachtung geschenkt worden,“ so ist das doch eine seltsame Behauptung angesichts der Tatsache, dass seit Jahrzehnten kein Problem unser religiöses Leben so tief bewegt und unser

religiöses Denken so stark verändert hat wie dieses, so dass die Schweiz geradezu der Ausgangspunkt einer Bewegung geworden ist, die dieses Problem zum Zentrum hat. Weiter: eine „evangelisch-soziale“ Bewegung sollte sich hüten, den Namen des Evangeliums mit einem Programm zu verbinden, das nur ein sehr, sehr bescheidenes Flickwerk an der Struktur der Gesellschaft darstellt. Wenn Evangelium und soziale Frage zusammenstossen, so muss etwas viel Grossartigeres entstehen, nicht ein Parteiprogramm zwar, aber der Ausblick auf die Welt Gottes. Und endlich sollten den Namen „Evangelisch-sozial“ nicht Männer tragen, die in wesentlichen Punkten sowohl dem Evangelium als dem Sozialismus (im weitesten Sinn des Wortes) ins Gesicht schlagen. Sonst entsteht ein schwerer Schaden.

Mit diesen Vorbehalten mag man die „evangelisch-soziale“ Bewegung begrüssen. Sie mag in Kreise eindringen, die wir „Religiös-Soziale“ vorläufig nicht erreichen und dort zunächst einmal ein gewisses Verständnis für den sozialen Sinn des Evangeliums erwecken. Es finden sich denn auch in dieser Bewegung Männer, wie Prof. Bächthold in Basel, mit dessen weltpolitischer Denkweise wir nicht einig gehen, dessen tapfere, ehrliche und weitherzige Stellung zu dem religiös-sozialen Problem wir aber freudig anerkennen. Freilich ist sein Antipode ein Dr. Hoppeler, aber man darf vielleicht hoffen, dass im Fortschritt der Bewegung die andere, ungleich konsequentere und tiefere Denkweise zum Sieg gelange.¹⁾ Ein Gegensatz zwischen „Evangelisch-Sozial“ und „Religiös-Sozial“ braucht — nachdem jene Vorbehalte gemacht sind — nicht zu bestehen; es kann ein Verhältnis der Ergänzung sein. Unter denen, die es in beiden Bewegungen ehrlich meinen und die keine Angstmeier sind, sollte ein solches auf keine Schwierigkeiten stossen.

4. Kulturelles.

Schulheim Habertshof. Sommerkurs vom 1. Juli bis 30. September 1925. Das Schulheim Habertshof gibt im Sinne moderner Volkshochschulen Gelegenheit zur geistigen Ausbildung als Besinnung auf die Grundkräfte menschlichen Lebens und Erfassung eigener Bestimmung im Lichte der Ewigkeit. In schlichtem, lebensnahen Unterricht will die Schule Verständnis für den Sinn unseres Lebens wecken und Wegweiser zu Christus hin sein.

Das Programm des Sommerkurses ist folgendes:

Emil Blum: Religiöse Strömung der Gegenwart in Deutschland.

Heinrich Schultheis: Die Bibel — ein Buch der Gegenwart.

Hans Pflug: Die Krisen in der modernen europäischen Geschichte (vom Bauernkrieg 1525 bis zur Revolution 1918).

Aenderungen des Programms vorbehalten.

Uebliche Tageseinteilung: 7—9 Uhr: Stille Lektüre zur Vorbereitung und Verarbeitung der Kurse.

½10—½12 Uhr: Vortrag und Besprechung.

2—½7Uhr: Praktische Arbeit in Haus, Garten und Feld.

Kosten: Das Kursgeld beträgt für das Vierteljahr 50 Mark. Im Bedarfsfalle wird auf Antrag das Kursgeld auf 30 Mark ermässigt. Die Summe ist bei Beginn des Kurses zu entrichten. Die Teilnehmer erhalten volle (vegetarische) Kost mit samt den Zwischenmahlzeiten. Die Leibwäsche wird gewaschen und geflickt. Für sonstige Auslagen (Briefmarken, Arztkosten etc.) haben die Besucher des Heimes selbst aufzukommen. Bettwäsche und Schlaf-

¹⁾ Der Uebergang der Redaktion der „Evang. Volkszeitung“ in die Hände einer offenbar von Hoppeler beherrschten Kommission lässt allerdings darauf schliessen, dass vorläufig die entgegengesetzte Richtung obenauf ist. Desto schlimmer für die Sache.

decken, Hausschuhe, solide Arbeitsschuhe und ein Arbeitsanzug sind mitzubringen. Sämtliche Wäsche muss mit dem vollen Namen gezeichnet sein. Der Anmeldung ist ein ärztliches Zeugnis beizulegen.

Die Anmeldungen sind zu richten, mit Angabe von Beruf und Alter, an Emil Blum, Schulheim Habertshof, Elm bei Schlüchtern.

Von Büchern

Ein Quell der Erquickung.

Die Ferien nahen wieder und darum möchte ich einmal unter dieser Rubrik von etwas reden, das mit dem, was die „Neuen Wege“ vertreten, nicht unmittelbar zusammenhängt, im Gegenteil sozusagen am entgegengesetzten Pole liegt — und vielleicht gerade darum für uns andere ferienmässig wirkt. Ich könnte, wenn ich paradox sein wollte, wie es heute ja Mode ist, sogar behaupten, das, was mir vorschwebt, sei etwas, was einem die Ferien ersetze, wenigstens soweit man dahin reisen müsste, weil es einem die Ferien ins Haus bringe. Denn was suchen wir in den Ferien, wenn nicht die Natur, die ruhige und beruhigende, die grosse, heilige, unberührte? Ein Darsteller dieser Natur aber fast ohne gleichen ist Adalbert Stifter, und von ihm möchte ich hier ein Wort sagen.

Wie viele unter den Lesern der „Neuen Wege“ kennen diesen Namen? Wie viele die Werke dieses Mannes? Und doch ist er einer von denen, die bleiben werden, einer von den Grossen — nicht von den Allergrössten, sondern von den Zweitgrössten, aber doch so gross, dass ein Mann wie Nietzsche eines seiner Bücher (das vielleicht gar nicht einmal sein wertvollstes ist) zu dem wenigen rechnet, was von deutscher Prosa neben Goethes Werken, Lichtenbergs Aphorismen, Jung-Stillings Lebensgeschichte und Kellers „Leuten von Seldwyla“ wert sei, immer und immer wieder gelesen zu werden. Auch Gottfried Keller hat ihn hoch geschätzt, was ebenfalls nicht wenig bedeuten will.

Der 1805 in einem südböhmischen Städtchen geborene und 1868 als pensionierter Schulrat in Linz gestorbene Oesterreicher ist ein etwas älterer Zeitgenosse des Glattfelder Bauernsohnes und Stammgastes im „Oepfelchämmerli“ im Zürcher Niederdorf. Auch er hatte noch, und wohl etwas bewusster, mit Göthe die gleiche Luft geatmet; auch an seiner Wiege hatte die blaue Blume der Romantik geduftet. Wie Keller hatte er zuerst die Natur durch Pinsel und Stift darzustellen versucht, bis er dazu gelangte, dies durch das dichterische Wort zu tun. Daneben hatte er sich freilich auch durch naturwissenschaftliche Studien mit diesem Teil der Welt vertraut gemacht, dessen immer neue Schilderung seine eigenartige und dauernde Lebensleistung bildet. Auch wenn er als „ewiger Student“ und dann als Mann der Gesellschaft von der Grosstadtluft des damaligen Wien umgeben ist, lebt und webt seine Seele, wie in einem ewigen Brautstand, mit der Natur.

Ich kenne in deutscher Sprache wenigstens keinen Dichter, der ihm darin zu vergleichen wäre. Er bezahlt diese Einzigartigkeit freilich mit einem hohen Preis. Denn der Mensch spielt in seinen Schöpfungen sehr oft bloss die Rolle der Staffage; der Dichter ist durchaus „Landschafter“. Man hat oft den Eindruck, die „Geschichte“ sei jeweilen nur dazu erfunden worden, um als Faden zu dienen, an dem landschaftliche Schilderungen und andere Darstellungen des Lebens der Natur in verschwenderischer Fülle zur Perlenschnur gereiht werden könnten. Die Landschaft, die er dabei schaffend darstellt